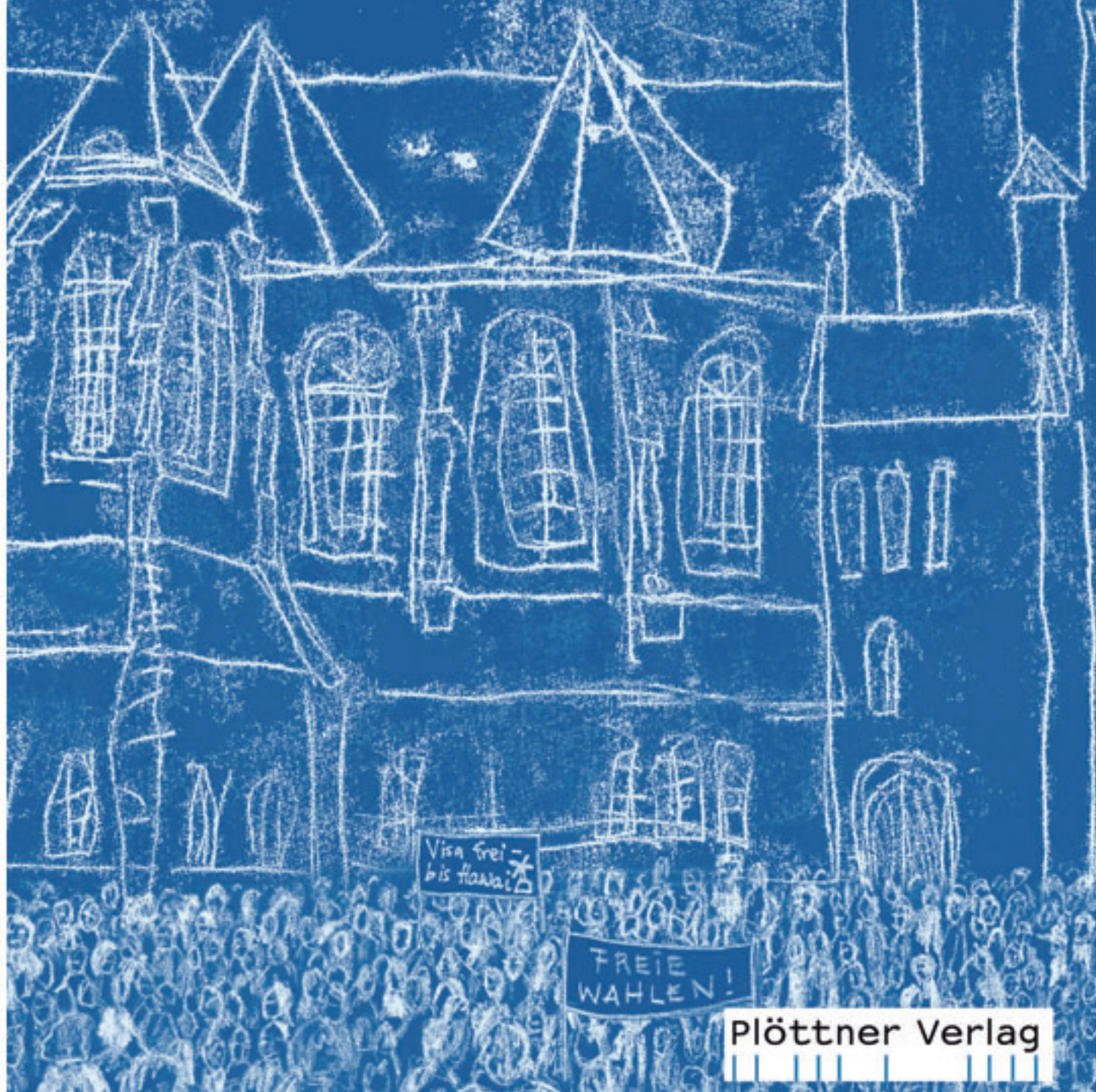


Kathrin
Wildenberger

Montags- Roman nächte



Plöttner Verlag

„Einmal im Leben, zur rechten Zeit, sollte man an Unmögliches geglaubt haben.“

Christa Wolf „Nachdenken über Christa T.“

Dies ist ein Roman. Die Handlung und die Figuren der Geschichte sind frei erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen rein zufällig.

Den zeitgeschichtlichen Hintergrund des Geschehens habe ich versucht, wirklichkeitsgetreu darzustellen. Personen der Zeitgeschichte und relevante Handlungsorte werden konkret benannt.

Sonntag, 31. August 1986,

G./Südharz

Wenn ich es doch nur jemandem erzählen könnte. Drei Stunden habe ich geschlafen und bin immer noch müde. Aber wenigstens ist die Zeit schneller vergangen. Im Haus ist es still. Sie scheinen also noch nicht angekommen zu sein.

„Ania!“ Mama ruft schon zum zweiten Mal. Ich ziehe meine Jeans an und gucke aus dem Fenster. Die Straße ist menschenleer. Sein Auto steht nicht auf dem Parkplatz. Aber es ist auch erst fünf Uhr. Einfach zu früh. Viel zu früh.

Aus unserem Wohnzimmer dringt Musik. Beethovens 9., Papas Lieblingssinfonie. Er hat sich zurück gezogen, wird mit geschlossenen Augen auf der Couch liegen und seine Finger im Takt auf dem Bauch tanzen lassen. Am liebsten würde ich mich zu ihm setzen. Aber ich gehe die Treppe hinunter, am Gästezimmer vorbei, das Mama hergerichtet hat, als wäre es eine Suite im Interhotel. In den letzten Tagen haben Brit und ich die Fenster im ganzen Haus geputzt, während Mama und Oma Gardinen wuschen, die Holzmöbel polierten und über den Speiseplan stritten. Papa tat alles, was sie ihm auftrugen und schmunzelte gelegentlich in seinen Bart, was Mama noch nervöser machte.

Die Tür von Omas Küche ist nur angelehnt, und als ich herein komme, sitzen sie schweigend am Küchentisch.

„Was ist denn los?“ Mama pickt eine Fussel von meinem T-Shirt.

„Nichts.“ Ich setze mich zu Brit aufs Sofa. Sie schaut nur kurz von der „FRÖSI“ auf und blitzt mich aus ihren Puppenaugen an. Irgendetwas in ihrem Blick warnt mich.

„Hast du jetzt wenigstens ausgeschlafen?“ Mama gießt sich Kaffee nach und dreht hastig den Verschluss der Thermoskanne zu. „Reiß dich nachher bloß zusammen.“

Oma legt zwei Handvoll schrumpelige grüne Gurken vor mich hin und nimmt eine Salatschüssel aus dem Schrank. Das Armband der silbernen Uhr ist an ihrem fülligen Arm kaum zu erkennen. Ihre Füße stecken in den Pantoletten mit Plateauabsatz, die sie sich vor ein paar Tagen gekauft hat.

„Ania, du schnippelst und Brit, du holst Dill aus dem Garten“, sagt sie.

Wahrscheinlich geht das schon seit Stunden so. Es gibt kaum noch etwas zu tun, die Kittelschürzen hängen seit dem Mittagessen hinter dem geblühten Vorhang in Omas Küche, und so trinken sie eine Tasse Kaffee nach der anderen, gucken immer wieder auf die Wanduhr, und Mama zupft an ihrer neuen gelben Bluse. Ich könnte wetten, dass sie im letzten Moment doch noch das Bügeleisen aus dem Schrank holt.

„Sie kommen“, ruft Oma.

Mamas Hände huschen über ihre aufgetupierte Frisur. Ich höre Papas Schritte auf der Treppe und spähe aus dem Fenster. Tatsächlich, der Mercedes rollt die holprige Gasse herab. Ich schiebe die Salatschüssel in den Kühlschrank, renne nach draußen, und als sich die Autotüren öffnen, ist er da, dieser Duft nach guter Seife, nach Schokolade, nach Orangen. Onkel Volker drückt mich so fest, dass ich kaum noch Luft kriege.

„Na, Kleine, ach, was sage ich, du bist ja schon eine richtige junge Dame. Wie alt bist du jetzt?“

„Fünfzehn“, sage ich, betäubt von der Parfümwolke, die ihn umgibt.

„Und schon größer als Tante Ute“, stellt er fest und lässt mich frei, um Brit hochzuheben. „Und du?“

„Zwölf“, ruft sie und grinst ihn an.

„Was, erst zwölf?“

Tante Ute tippelt in ihrem türkisfarbenen Kostüm auf mich zu. Ihre Löckchen kitzeln an meiner Wange. Über ihre Schulter kann ich Lehn's Haus auf der anderen Straßenseite sehen. Für mich fängt das Warten jetzt erst richtig an.

Onkel Volker isst schon die zweite Portion Kirschkompott mit Sahne. Er hat den Gurkensalat gelobt. Wie jedes Jahr. Er hat mich wieder gefragt, warum ich davon nichts esse, und ich habe ihm wieder erklärt, dass ich gegen Gurken allergisch bin. Ich trinke mein Wasserglas aus und frage, ob Brit und ich aufstehen dürfen.

„Geht nur, Kinder“, sagt Tante Ute, bevor Mama den Mund aufmachen kann. Ich ignoriere ihre Blicke und gehe zusammen mit Brit in Omas Küche, wo die Kiste mit den Geschenken steht. Ich greife mir eine der dunklen Flaschen, und wir huschen die Treppe hinauf in unser Zimmer.

„Was meinst du, sollen wir sie aufmachen?“, fragt Brit und betrachtet andächtig das rotweiße Etikett.

„Wenn wir jeden Tag ein kleines Glas trinken, ist sie am Mittwoch leer.“

„So wenig ist da drin?“

Ich zucke mit den Schultern. „Einteilen ist alles. Wir könnten sie auch mit Wasser verdünnen.“

„Hast du noch alle Tassen im Schrank? Dann bleib ich lieber gleich bei Club-Cola.“

„Nun tu mal nicht so. Außerdem sollst du gar nicht soviel davon trinken.“

„Was?“

„Mama will das nicht. Weißt du doch.“

„Du willst bloß alles für dich alleine haben, blöde Kuh!“

„Du spinnst ja!“ Ich nehme meinen blauen Pullover und knalle die Tür hinter mir zu.

Aus Omas Wohnzimmer kommen Stimmen. Sie sitzen also noch beim Abendessen. Ich hole meine Turnschuhe aus dem Schränkchen und hocke mich auf die Treppe.

„Dieter, hol uns doch noch einen Kognak zur Verdauung.“ Mama klingt aufgekratzt. Ich sehe vor mir, wie Papa die gute Flasche aus dem Vertiko holt und bedächtig den Schnaps in die polierten Gläser gießt.

„Dann seid ihr einigermaßen durch gekommen, Volker?“, höre ich seine Stimme.

„Ja. Keine Probleme an der Grenze.“

„Von Berlin geht es doch schnell. Die Dortmunder haben es weiter.“ Ich muss grinsen, wie immer, wenn Oma versucht, hochdeutsch zu sprechen.

„Es ist schön, wieder bei euch im Harz zu sein. Diese Ruhe. Und alles so gepflegt“, sagt Tante Ute.

„Hier kümmern sich die Leute noch um ihre Anwesen. Was man da zum Teil in Ostberlin sieht“, sagt Onkel Volker.

Ich höre leises Gläserklirren, binde die Schnürsenkel meiner Schuhe zu und seufze. Heute Abend werden meine Mundwinkel vom Lächeln spannen. Und mein Kopf wird sich dumpf anfühlen vom Dankesagen und Nicken. Wenn sie ihre Gläser ausgetrunken haben, werden sie zusammen zu einem Spaziergang aufbrechen, den Kirschberg hinter unserem Haus hinauf zur neuen Eigenheimsiedlung und auf dem Rückweg über Rothmanns Wiesen, von wo aus man bis zur Kreisstadt S. gucken kann. Ich glaube, wenn Tante Ute und Onkel Volker mit mir spazieren gehen würden, würden wir ein ganzes Stück die Hauptstraße entlang laufen, an den Fachwerkhäusern vorbei, deren Fenster hinter Brennesseln und Löwenzahn verschwinden, zum mausgrau verputzten Wohnblock, wo Bettdecken auf den Fensterbrettern liegen und Brinkes Kinder barfuss auf den Treppenstufen sitzen. Am Ufer des Flusses würde ich ihnen die Stelle zeigen, wo Brit und ich heimlich gebadet haben, bis zum Bauch im schlammig aufgewühlten Wasser. Ich würde darauf achten, dass Tante Ute mit ihren Pumps nicht in den Löchern des Bürgersteigs steckenbleibt und ihnen erzählen, dass ich es kaum erwarten kann, nach der Schule wegzugehen, nach Halle oder nach Leipzig oder gleich nach Berlin. In Omas Wohnzimmer werden Stühle gerückt. „Wie wäre es mit einem kleinen Verdauungsspaziergang über den Kirschberg?“, fragt Mama.

„Wo willst´n du hin? Falls es dich interessiert, Bernd Lehne sitzt nicht draußen.“

Brit kauert über mir am anderen Ende der Treppe. „Meine Schwester geht mit nem Assi. Was Papa dazu sagen wird?“

Ihre kräftige Stimme hallt durch den Flur. Ich stürme die Treppe hinauf:

„Das geht dich einen Dreck an!“

„Was man so alles erfährt, wenn man zufällig am Treff vorbei kommt. Schwesterchen, Schwesterchen, ein bisschen mehr Geschmack hätte ich dir schon zugetraut.“

Sie weicht mir aus und schlägt die Tür vor meiner Nase zu. Hinter der geriffelten Glasscheibe erkenne ich ihre verschwommene Gestalt.

„Pennerbraut“, ruft sie. Ich haue gegen die Scheibe und renne nach draußen in den Vorgarten. Es hat sich also herum gesprochen. Was habe ich auch erwartet? Pennerbraut. Ich kauere mich auf der Holzbank zusammen und lege den Kopf auf die Knie.

Ich kenne ihn, seit ich denken kann. Früher war er ein Typ, der nie den Mund aufbekam. Spargeldürr, strähnige Locken, dicke Hornbrille. Bei Wind und Wetter fuhr er mit seinem klapprigen Fahrrad ins Nachbardorf zur Schule. Im Sommer wie im Winter trug er Jesuslatschen und eine verwaschene grüne Kutte.

„Oh, dein Nachbar kommt“, sagte meine beste Freundin Suse, wenn er an uns vorbeiradelte. Wir prusteten los. Er ignorierte uns. Er schien überhaupt kaum etwas mitzukriegen.

Ich glaube, niemand wusste wirklich etwas über ihn. Alle hier guckten ihn immer nur schräg an. Selbst sein eigener Vater. Vor drei Jahren ging er weg. Zur Lehre, hieß es. Erst vor einigen Wochen tauchte er wieder im Dorf auf. Und damit fing alles an.

Es war Anfang Mai, Suse und ich kamen von der Schule, ihr Fahrrad war kaputt, und wir gingen den einen Kilometer zu Fuß. Die Sonne schien und es war schon richtig warm, da hockte er auf der Steintreppe vorm Haus seiner Eltern und blätterte in einem Buch. Ich habe ihn fast nicht wieder erkannt. Die dunkelblonden Locken hingen ihm ins Gesicht. Und als er uns ansah, leuchteten seine blauen Augen hinter der kleinen Nickelbrille. Er trug ein schwarzes T-Shirt, zerschlissene Jeans mit aufgekrempeelten Beinen und natürlich Jesuslatschen, sagte „Hallo“ und lächelte. Ich spürte seinen Blick bis in den Bauch. Noch nie hatte mich ein Junge so angeschaut. Ich war völlig fertig, während Suse nur sagte: „Was macht´n der wieder hier?“

Seitdem war nichts mehr wie vorher. Das Herzklopfen ging schon in der letzten Schulstunde los.

Ich konnte kaum noch still sitzen, und auf dem Weg nach Hause hoffte ich nur noch, dass er draußen sitzt, liest oder Zigaretten dreht, egal was, wenn er mich nur anschaute und lächelte, dieses Lächeln, es ließ mich nicht mehr los.

Suse setzte ihr spöttischstes Grinsen auf und nannte ihn den Dorfintellektuellen. Sie lästerte über seine Klamotten und regte sich auf, dass er den ganzen Tag herum saß, abends im Kino von S. ein paar Filme zeigte und dafür noch Geld bekam. „Mit uns würde der sich doch nie abgeben“, sagte sie und erzählte mir, was sie von ihrem Bruder über ihn wusste. Bernd hatte keinen Abi-Platz gekriegt, weil er nicht in die FDJ eingetreten war und ständig die Lehrer provoziert hatte. Zur Lehre wurde er ins tiefste Erzgebirge geschickt. In der Kirche soll er aktiv sein und sich mit seinem Onkel, dem Pastor, besser verstehen als mit seinem Vater. Sein Onkel hatte ihm auch die Lehrstelle als

Filmvorführer besorgt. Außerdem soll er oft in Leipzig unterwegs sein und in einer dieser Umweltgruppen mitmachen.

„Kein Wunder, dass der bewacht wird, der Penner“, sagte Suse. Ich glaube, sie hätte am liebsten die Straßenseite gewechselt, um nicht direkt an ihm vorbei laufen zu müssen. Aber die Typen im Lada waren auch ihr unheimlich. Seit Bernd zurück war, stand das Auto auf dem kleinen Platz neben der Bushaltestelle. Und die zwei Männer, die drin saßen, waren starr wie Puppen. Ich wurde das Gefühl nicht los, Suse plapperte nur nach, was sie irgendwo aufgeschnappt hatte. Sie würde es nie verstehen. Zum ersten Mal hatte ich ein Geheimnis vor ihr.

Als es im Juni tagelang regnete und er nicht auf der Treppe saß, war in mir alles leer. Ich schlich durch die Gegend, konnte nicht schlafen und fühlte mich schlecht wie noch nie. Suse fragte, was mit mir los sei, und ich war ein paar Mal kurz davor, es ihr zu erzählen, aber ich hatte solche Angst, dass sie mich dann heimlich auslachen und verachten würde, so wie ihn.

Nachmittags stand ich in meinem Zimmer hinter der Gardine und nahm mir vor, zu ihm zu gehen. Es war doch ganz einfach, nur diese paar Schritte über die Straße, an der Tür klingeln und ... Aber ich war wie festgewachsen und hätte verrückt werden können, wenn ich daran dachte, wie mir Suse jetzt helfen würde, wenn es jemand anders wäre. Wie sie mir vor Begeisterung um den Hals gefallen wäre. Wie wir mit Feuereifer einen Plan geschmiedet hätten.

Warum musste ich mich auch gerade in ihn verknallen? Was war mit den anderen, die in ihren Jeansanzügen auf dem Schulhof standen und Sprüche klopfen? Die mir in der Buswartehalle oder beim Zusammentanzen ihre Zungen tief in den Mund schoben und entweder aufdringlich nach Rasierwasser oder nach Schweiß rochen? Ach, ich es hatte es einfach satt. Bernd war so anders, außerdem war er schon achtzehn, und als die Sonne wieder schien und er draußen saß und mich anstrahlte, hätte ich heulen können vor Glück.

An einem dieser Abende fingen meine Eltern an, über die Männer im Lada zu reden.

„Eine Zumutung“, sagte Mama, während Papa stumm die Leberwurst auf seinem Brot verteilte.

„Der tut doch keinem was, der Bernd.“

„Harmloser Spinner“, murmelte Papa und biss in sein Brot. Ich verschluckte mich an meinem Tee und rannte hustend raus. Als ich zurückkam, redeten sie zum Glück über etwas anderes. Mir waren die Ladatypen mehr als unheimlich. Aber Bernd schien sie gar nicht zu bemerken. Ob er jemals Angst hatte? Er roch förmlich nach Freiheit, nach Abenteuer, nach ich weiß nicht was.

Ein roter Wartburg fährt vorbei. Es ist schon nach acht Uhr. Die anderen kommen vom Spaziergang zurück. Sie winken mir, und ich winke zurück, während ich darüber nachdenke, ob er nicht doch den Abendfilm zeigen muss und von Leipzig gleich nach S. gefahren ist. Vielleicht habe ich gestern etwas falsch verstanden. Es ist kühler geworden, aber das Holz der Bank ist noch warm. Durch die

Lücken zwischen den dichten Zweigen des Apfelbaums habe ich die Straße im Blick. Vielleicht war das gestern nur ein Traum. Vielleicht ist es gar nicht passiert.

Es war mal wieder Disko im Nachbardorf. Mama und Papa waren nicht zu Hause, und Susés Bruder Frank hatte bei der Ordnungsgruppe ein gutes Wort für uns eingelegt, so dass wir bis Mitternacht bleiben konnten, obwohl wir noch keine sechzehn sind. Alle waren aus den Ferien wieder da, große Wiedersehensfreude, wir tanzten wie besessen, und der Abend war schon fortgeschritten, als Bernd auf einmal vor mir auftauchte. Er hielt ein Bierglas in der Hand und lächelte. Der Schreck fuhr mir in alle Glieder, ich stand stocksteif da, ich konnte es einfach nicht glauben. Der Saal war voll, stickig und heiß, ich hatte zu viel Wodka-Cola getrunken, meine Bluse klebte am Rücken, die Frisur löste sich auf, das Make up war längst hinüber. Außerdem musste ich dringend an die frische Luft. Suse war zum Glück mit einem rothaarigen Typen unterwegs. Ich hatte Bernd schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Was machte er hier? Gerade heute? Gerade jetzt?

Er stand vor mir und lächelte noch immer, und um mich herum versank alles. Ich nahm ihm das Bierglas ab, stellte es auf einen der Tische und zog ihn auf die Tanzfläche. Es war alles so einfach, ich hatte wirklich jede Menge getrunken, legte die Hände auf seine Schultern und spürte seine an meiner Hüfte. Der DJ spielte „Hunting High And Low“ von a-ha. Ich zitterte am ganzen Körper und hatte Angst, dass er es merkt. Er roch nach Rauch und Pfefferminzkaugummi. Ich wünschte mir so sehr, dass er mich küsst, und gleichzeitig kriegte ich die nackte Panik bei dem Gedanken, dass alle hier zusehen würden.

„Ich habe dich noch nie hier getroffen“, sagte ich in sein Ohr, Im flackernden Licht erkannte ich die Stoppeln an seinem Kinn.

„Ich kann nur herkommen, wenn ich Urlaub habe“, sagte er. Ich kam mir völlig bescheuert vor, aber er fragte nur: „Findest du die Musik gut?“

„Ja, schon.“

„Ist nicht ganz mein Stil“, meinte er.

Sein Atem streifte mein Gesicht.

„Ich würde gern was trinken“, sagte ich schnell. Als wir uns nach vorn durchdrängelten, starrte ich auf den winzigen Hintern in der engen Jeans und die Locken, die sich fast bis auf die Schultern kringelten. Er war einen halben Kopf größer als ich, und ich dachte die ganze Zeit: Es ist ein Traum, und du bist mittendrin, und hoffentlich hört es nicht auf.

Er holte zwei Cola, und wir kämpften uns bis zum geöffneten Fenster durch. Erst jetzt fiel mir auf, wie hell seine Haare geworden waren und wie viele Sommersprossen er hatte, auf der Nase, auf der Stirn und auf seinen schmalen Armen. Wir lehnten uns gegen das Fensterbrett, und ich umklammerte mein Glas, während er vom Zelten in Bulgarien erzählte. Ich musste dicht an ihn

heranrücken, um alles zu verstehen, unsere Arme berührten sich, und ich traute mich kaum zu sagen, dass ich mit meinen Eltern in Lichte war. Thüringer Wald. Wenn´s wenigstens die Ostsee gewesen wäre.

„Ania? Wo bist du? Du sollst reinkommen, hat Mama gesagt.“

Brit winkt am Fenster, sie ist schon im Nachthemd, und mir fällt auf, dass die Sonne bereits untergegangen ist. Bevor ich hinein gehe, werfe ich noch einen letzten Blick über die Straße.

An der Haustür kommt mir Mama entgegen. „Ihr habt euch noch gar nicht bei Tante Ute und Onkel Volker bedankt.“

„Klar haben wir das.“

„Na dann.“ Sie hat die Lippen mit rosa Lippenstift nachgezogen. Die Bluse und der braune Popelinerock sitzen tadellos, doch ihr Mund zuckt, und ich nehme sie in den Arm. „Warum bist du denn so nervös, Mama, es läuft doch alles super.“

Sie versucht zu lächeln. Ihr Atem riecht nach Wein.

„Du musst jetzt ins Bett.“

Im Flur stoße ich mit Tante Ute zusammen. Sie wünscht mir eine gute Nacht und drückt mir einen Kuss auf die Wange. Als ich an unserem Wohnzimmer vorbei gehe, höre ich Onkel Volkers Stimme.

„Wirst du wegen uns wieder Schwierigkeiten kriegen, Dieter? Du kannst es ruhig zugeben.“

„Ach was. Ich sage es dir zum letzten Mal, das ist nicht so schlimm, wie es bei euch immer erzählt wird. Klar gab es Zeiten, wo sie mich zum Parteisekretär zitiert haben, aber inzwischen ...“

Spätestens jetzt hat ihn Mama unterm Tisch getreten. Spätestens jetzt hätte sie Brit und mich ins Bett geschickt.

„Möchte noch jemand etwas trinken? Volker? Aber du nimmst noch ein Glas, Ute, oder?“

Ich gehe in unser Zimmer und schaue, ob das Fenster angekippt ist. Er wird noch vorbei kommen. Er hat es mir doch versprochen. Und wenn sein Auto kommt, werde ich mich hinaus schleichen.

Auf dem Schreibtisch steht die Colaflasche. Selbst im Dunkeln kann ich sehen, dass sie nur noch halbvoll ist. Kein Wunder, dass sich die kleine Hexe im Bett herumwälzt. Jetzt, wo sie das mit Bernd weiß, denkt sie wohl, sie kann sich alles erlauben. Am liebsten würde ich sie aus dem Bett zerren, aber ihre Kommentare würden mir gerade noch fehlen.

Ich schließe die Augen und denke an gestern.

Er schaute mir so lange in die Augen, bis ich weggucken musste. Die anderen steckten die Köpfe zusammen und grinsten. Aber das kümmerte mich nicht. Unsere Arme berührten sich immer noch,

als wir am Fenster lehnten und auf die Straße guckten. Irgendwann sah ich Suse Arm in Arm mit ihrem Typen aus der Wartehalle kommen.

Im Saal lief die nächste Schmuserunde. Und er so nah bei mir. Ich hätte gern noch mal getanzt, aber ich traute mich nicht, ihn zu fragen.

Plötzlich ging das Deckenlicht an. Ich schielte auf meine Armbanduhr. Tatsächlich schon zwölf.

„Darf ich dich nach Hause bringen?“, fragte er.

Ich zögerte nur kurz: „Na, gut.“

Während wir geredet hatten, war ich ein bisschen ruhiger geworden, aber jetzt, wo ich in sein Auto einsteigen und mit ihm allein sein sollte, wenn auch nur für ein paar Minuten, wurde mir schlecht vor Aufregung.

Er hatte ein Kassettenradio im Skoda seines Onkels. Wir hörten „Bohemian Rhapsody“.

Freddie Mercuries Stimme ging mir unter die Haut. Überall lagen mit krakeligen Buchstaben beschriftete Kassetten rum. Jimi Hendrix, The Who, Frank Zappa und Marillion. Ich kannte das alles nur flüchtig, doch es passte zu ihm, genau wie das zerfledderte Buch, das auf dem Rücksitz lag. Dostojewski, Erzählungen.

„Ich leihe es dir gern, wenn du magst“, sagte er. Ich beobachtete seine Hand auf dem Schalthebel. Von seinen Fingern bis zu meinem Knie war es nicht weit, und mein Magen zog sich zusammen von dem Geruch nach kaltem Rauch und Leder. Er parkte auf dem Platz, wo sonst der unheimliche Lada wartete. Die Straßenbeleuchtung war schon ausgeschaltet, das Dorf lag fast völlig im Dunkeln. Ich wollte den Gurt lösen, fingerte nach der Schnalle. Plötzlich spürte ich seine kühle Hand auf meiner. Wir sahen uns an, er war mit einem Mal so ernst und sein Mund leicht geöffnet und seine Finger in meinen Haaren, sein Gesicht kam näher, und ich schloss die Augen. Er flüsterte meinen Namen, nahm mich in den Arm, und alles, was ich mit anderen Jungs bisher erlebt hatte, war vergessen. Seine Haare waren so weich, und seine Hände strichen manchmal, nur ganz kurz und wie zufällig, über meine Brust. Das ließ das Ziehen in mir noch stärker werden. Als die Kirchturmuhren zwei Mal schlug, löste ich mich aus seinen Armen. Ich musste nach Hause, sonst konnte ich das Ausgehen an den nächsten Samstagen vergessen.

„Sehen wir uns morgen Abend?“, fragte er und meinte dann: „Kann später werden, ich muss mittags nach Leipzig fahren.“

„Musst du abends nicht im Kino arbeiten?“

Er schüttelte den Kopf.

„Wieso nicht? Machst du jetzt was anderes?“

„So ähnlich“, sagte er und wich meinem Blick aus, umfasste mein Gesicht mit seinen Händen, und wir küssten uns wieder und wieder. Er war plötzlich traurig, das spürte ich, aber ich fragte lieber nicht nach.

Ich schlich mich ins Haus, ohne Licht zu machen, mit den Schuhen in der Hand. Als ich im Bett lag, fiel mir auf, dass ich mein Haarband verloren hatte.

Ich drücke mein Kissen an mich. Brit atmet leise.

Was ist, wenn er morgen wieder auf der Treppe sitzt und so tut, als wäre nichts gewesen? Oder wenn er gar nicht mehr da ist? Und was werden meine Eltern sagen? Papa kennt viele Leute.

Irgendwer erzählt ihm immer, was auf den Diskos so passiert. Spätestens in ein paar Tagen wird er wissen, dass ich mich mit dem Spinner von nebenan eingelassen habe. Eigentlich muss ich Onkel Volker und Tante Ute dankbar sein, dass sie für so viel Aufregung gesorgt haben. Bis jetzt fiel nämlich noch kein Wort über letzte Nacht.

Ein Auto kommt. Mein Herz bleibt vor Aufregung fast stehen, und ich springe aus dem Bett.

Scheinwerferlicht wandert über unsere Zimmerdecke. Es fährt vorbei.

Was habe ich nur falsch gemacht? Ich habe noch nie jemanden getroffen, der so aufregend ist, dem so egal ist, was alle über ihn denken. Und der so gut küsst. Bestimmt ist ihm aufgefallen, wie wenig Erfahrung ich habe. Oder haben ihn meine Fragen genervt? Er könnte mir wenigstens meine Haarschleife vorbei bringen. Bestimmt will er nie wieder etwas mit mir zu tun haben.

Wahrscheinlich bin ich für ihn nichts weiter als ein dummes Mädchen, gut genug für einen Abend.

Montag, 1. September 1986,

G./Südharz

Der Pfefferminztee ist lauwarm. Ich trinke in kleinen Schlucken.

„Ania, hast du denn gar nicht geschlafen?“

„Doch, Oma“, sage ich und kremele die Ärmel meiner FDJ-Bluse hoch. Brit versucht mit vorgeschobener Unterlippe, einen geraden Pionierknoten zu binden.

„Lass das, ich krieg´s alleine hin“, mault sie, als Oma ihr helfen will.

„Wir müssen los“, sage ich. Wenn der Fahnenappell nur erst vorbei wäre. Zu Beginn des Schuljahres dauert er besonders lange. Eine halbe Stunde still stehen, endlose Reden anhören, immer wieder „Freundschaft“ rufen. Ich kann nur hoffen, dass ich mich nachher nicht mehr so müde fühle.

Draußen ist es noch nicht richtig hell. Grauer Himmel, feiner Nieselregen. Wir trotten die Straße hinauf. Der Riemen der Schultasche reibt auf meiner Schulter. Auf dem Parkplatz wartet der beigefarbene Lada mit laufendem Motor. Einer der Männer schraubt eine Thermoskanne auf.

Die leben ja, denke ich.

„Was wollen die denn jetzt schon hier?“, fragt Brit.

Als ich Bernds Auto vor der Garage entdecke, verfliegt die Müdigkeit, und ich bin voller Freude und Angst.

An der Bushaltestelle kommt uns Suse entgegen. „Wie siehst du denn aus, Ania? Alles klar?“

„Ist wegen ihrem Typen“, sagt Brit.

„Halt du doch die Klappe.“

Suse grinst. „Hättest dich gestern ruhig mal melden können.“

„Keine Zeit. Westbesuch.“

„Ach, ja.“

Ich kann Suse nicht in die Augen schauen.

„Der Bus kommt“, ruft Brit.

Meine Beine zittern, als ich einsteige. Ich lasse mich auf einen Sitz am Fenster fallen, meine Hände hinterlassen feuchte Abdrücke auf dem Leder der Schultasche. Der Bus füllt sich rasch. Um uns herum schwatzende und kichernde Schüler. Warum habe ich nur das Gefühl, dass alle mich anstarren? Pennerbraut.

Suse bleibt neben mir stehen. „Mensch, Anni“, sagt sie leise.

Ich gucke durch die staubige Fensterscheibe und kriege einen Schreck, als sich Lehnés Haustür öffnet. Bernd hat einen Pferdeschwanz, er trägt Jeans und einen schwarzem Pulli. Auf seiner Schulter hängt eine blaue Reisetasche. Er umarmt seine Mutter, und sie küsst ihn auf die Stirn.

Suse legt ihre Hände auf meine Schultern. Ich verstehe nicht, was sie sagt. Der Bus fährt langsam an. Ich presse meine Hände an die Fensterscheibe. Bernd geht auf sein Auto zu. Er hebt den Blick, und als er mich erkennt, huscht ein Lächeln über sein Gesicht. Er winkt mir zu. Da fährt der Bus um die Ecke. Ich kann Bernd nicht mehr sehen, aber meine Hände kleben noch immer an der Scheibe.

Tränen laufen aus meinen Augen. Suse nimmt mich in den Arm. Jetzt muss ich hemmungslos weinen, und mir ist egal, dass alle es mitkriegen. Suse drückt mir ihr Taschentuch in die Hand.

„Wusstest du nicht, dass er heute weg muss? Er geht zur Fahne, wie Frank auch.“

„Aber ...“

„Er wird Bausoldat.“

„Was?! ... Warum ...?“

Suse streichelt meine Schultern.

„Er hat den Wehrdienst verweigert, Anni. Nun beruhige dich doch, hör auf zu weinen, komm.“

Montag, 25. September 1989,

Leipzig

Von außen ist sie grau wie alles in dieser Stadt. Aber hier, im Kirchenschiff, fällt Tageslicht auf den schwarz-weiß-gemusterten Steinfußboden, die hellen Holzbänke und in die Gesichter der Menschen, die sich auf den Sitzen, in den Gängen und Nischen drängen.

Seit die Glocken nicht mehr läuten, ist es still. Ich spüre meinen Magen, und mir fällt ein, dass ich schon seit Stunden nichts mehr gegessen habe. Wir mussten zum Zug rennen und standen eine halbe Ewigkeit in einem überfüllten Waggon, die Luft war zum Schneiden dick, und ich glaube, erst da wurde mir klar, dass ich nicht mehr zurück konnte. Am liebsten hätte ich die Notbremse gezogen, sie hing neben mir, aber dann sah ich Miriam an, sie lächelte und strahlte Zuversicht für uns beide aus. Trotzdem hoffte ich, dass wir zu spät wären, ich hoffte auf eine Woche Aufschub. Wenigstens fühle ich mich hier in der Nikolaikirche sicherer als auf dem Platz draußen, wo sich vorhin immer mehr Menschen versammelten und neben mir einer dieser glatt gebügelten Stasi-Typen wartete. Er trug einen sandfarbenen Blouson und starrte mich dreist an. Ich tat so, als wäre er nicht da, aber mein Herz klopfte bis zum Hals.

Glücklicherweise war Magnus plötzlich da, Miriam umarmte ihn, sie unterhielten sich leise und mit ernsten Gesichtern. Er streckte mir seine schmale Hand entgegen, und als er mich anlachte, schimmerten seine Zähne wie Perlen im grauen Gestrüpp des Karl-Marx-Bartes. Vor ihm öffnete sich die Menge wie ein Reißverschluss, dann wurde die Kirchentür verschlossen.

Magnus' behäbige Ruhe tut mir gut. Überhaupt scheint die Besonnenheit der Menschen hier ansteckend zu sein. Neben mir steht eine Frau mit einem Kind auf dem Arm. Die Kleine grinst mich an und verbirgt das Gesicht an der Schulter der Mutter. Am Kragen ihrer Jeans-Jacke steckt ein winziges Gorbatschow-Abzeichen. Ich beobachte, wie zwei Jungen mit grellrot gefärbten Haaren und Nietenjacken einer älteren Frau auf einen frei gewordenen Platz helfen.

„Da bist du ja, Alter. Und Miriam! Bernd hat dich schon vermisst.“ Ein hagerer Mann mit schmalen Augen und streichholzkurzen Haaren klopft Magnus auf die Schulter und küsst Miriam auf die Wange. Er ist mindestens so groß wie Tom.

„Weißt du, wo er ist?“, fragt Miriam.

„Keine Ahnung. Wir haben ausgemacht, dass wir uns nach dem Gebet im Gemeinderaum treffen.“

„Das ist übrigens Ania, meine Freundin. Maik, Bernds Mitbewohner.“

„Hi“, sagt Maik. Seine Hand ist angenehm kühl. „Ich würde euch gern bequemere Plätze besorgen, aber ihr seht ja ... der helle Wahnsinn. Bis später.“ Er zwinkert Miriam zu, bevor er wieder in die Menge taucht, und ich denke an den Bernd, den ich kannte, den einzigen mit diesem Namen, den ich näher kannte, und in mir zieht sich alles zusammen.

„Es geht los“, sagt Magnus.

Der Mann vor dem Altar trägt einen schwarzen Anzug und sieht aus, als wolle er eine Trauerrede halten.

„Das ist Christian Führer, der Pfarrer von St. Nikolai“, erklärt Miriam mit gedämpfter Stimme.

„Warum steht er nicht auf der Kanzel?“, frage ich.

„Er will auf einer Höhe mit seiner Gemeinde sein.“

„Die heutige Andacht wird veranstaltet von der Gruppe ‚Menschenrechte‘ mit Pfarrer Wonneberger“, beginnt der Redner. „Der Wochenspruch dieser Woche: 1. Johannes 4, Vers 21: Dieses Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder und seine Schwester liebe. Amen.“

Wir klatschen, eine klare Frauenstimme erhebt sich, und die Kirche füllt sich mit Orgelklang und Stimmen. Miriam kennt den Text auswendig, Magnus' tiefe Stimme trägt den Chor. Er hält mir einen Textzettel hin, aber die Worte kommen nicht bei mir an. „Einsam bist du klein, aber gemeinsam werden wir Anwalt des Lebendigen sein.“

Sieht so aus, als wäre ich die einzige, die den Kanon nicht kennt, außerdem fühle ich mich schon wieder beobachtet. Mein Blick bleibt an der rechten Empore hängen. Von der sandfarbenen Jacke ist nur der Kragen zu sehen. Der Mann scheint auch nicht mitzusingen und schaut tatsächlich in meine Richtung. Meine Hände werden feucht, ich wische sie an der Jeansjacke ab und versuche an etwas anderes zu denken. Die Christmette in unserer Dorfkirche. Es ist lange her, dass ich mit Mama dort war, und ich weiß nur noch, dass ich entsetzlich froh trotz Sitzkissen und Wolldecke, dass von den Kerzen heller Wachs tropfte und der Pfarrer von der Kanzel herab in einer Sprache aus längst vergangener Zeit predigte. Ich hörte kaum zu, dachte an die Geschenke, die zu Hause auf mich warteten, an den geschmückten Weihnachtsbaum, die wohlige Wärme.

Vorn am Pult steht jetzt ein schlanker Mann mit Brille. „Das ist Christoph Wonneberger, der Pfarrer der Lukaskirche“, flüstert mir Miriam zu. „Ist alles okay mit dir? Du bist so blass.“

„Alles bestens.“ Ich halte mich an ihrer Hand fest und hole tief Luft.

„Liebe Gemeinde! Mit Gewalt, sagte der Friseurhilfe, das Rasiermesser an meiner Kehle, ist der Mensch nicht zu ändern. Mein Kopfnicken beweist ihm das Gegenteil.“

Die Leute klatschen und lachen so laut, dass das Netz aus Stille endgültig in sich zusammenfällt.

„Mit Gewalt ist der Mensch durchaus zu ändern“, fährt der Pfarrer fort. „Mit Gewalt lässt sich aus einem ganzen Menschen ein kaputter machen, aus einem freien ein gefangener, aus einem lebendigen ein toter ...“

Ich schiele zur Empore. Der Mann im Blouson schaut an mir vorbei, und ich atme auf. Was kann er mir schon tun? Müsste er nicht eigentlich Angst vor mir, nein, vor uns haben? Ich werde ihm nicht mehr ausweichen und auch nicht der Kamera, die jemand von da oben auf mich gerichtet hat, ein

schwarzes Objektiv, ein lebloses Auge. Ich will gar nicht wissen, wer es ist, der den Apparat hält. Ich lasse mich von denen nicht verrückt machen, was auch immer mit den Bildern passieren wird, wer auch immer sie sehen wird.

„Staatliche Gewalt muss sinnvoll begrenzt sein. Unser Land zum Beispiel ist nicht so reich, dass es sich einen so gigantischen Sicherheitsapparat leisten kann ...“

Eine Welle der Begeisterung rollt durch die Kirche, die Leute hält es nicht mehr auf ihren Sitzen. Ich schaue zur Empore, kann den Mann im Blouson nicht mehr sehen, doch die Kamera ist noch immer auf mich gerichtet. Ich spüre wieder schmerzhaft meinen Magen und drücke Miriams Hand, sie scheint es nicht zu bemerken, so versunken ist sie in die Worte des Pfarrers.

„... die Verfassung eines Landes sollte so sein, dass sie die Verfassung des Bürgers nicht ruiniert ...“

Magnus lacht auf, und Miriam schüttelt den Kopf, ihr Mund ist leicht geöffnet, und mir wird bewusst, dass ich die Wahrheit höre, dass hier jemand die passenden Worte findet und den Mut, sie auszusprechen. In diesem Moment weiß ich, dass ich hier richtig bin, was auch passieren mag. Ich schaue hinauf zur Empore, der Fotograf steht jetzt vorn an der Balustrade, noch immer die Kamera vorm Gesicht, er beugt den Kopf leicht zur Seite, der blonde Pferdeschwanz rutscht von seiner Schulter, er lässt den Fotoapparat sinken, es gibt keinen Zweifel mehr, und plötzlich überkommt mich ein Zittern, das in meinen Beinen anfängt und durch meinen Körper wandert.

„... da muss die Verfassung eben geändert werden.“

„Wahnsinn“, kommt Magnus´ Stimme wie aus weiter Ferne.

„Bernd!“, Miriam fasst meinen Arm. „Da oben!“

Alles verliert Farbe und zerfließt, ich muss hier raus, aber es ist zu spät. Meine Beine geben nach, ich schüttele Miriams Hand ab, und schon treffen meine Hände auf den Boden, alles ist grau und wie gerastert, ich atme laut, in meinen Ohren rauscht es. Jemand greift meine Schultern, „Geht schon“, sage ich und weiß nicht, ob ich geflüstert oder geschrien habe, jemand umfasst mich und zieht mich hoch, meine Beine wollen nicht, da trägt er mich, es ist Magnus. Seine Jacke riecht nach kaltem Rauch. Er setzt mich auf eine Bank und legt meine Beine hoch. Miriam hockt neben mir, ich lehne mich an ihre Schulter. Jemand hält mir einen Becher hin. Ich muss ihn mit beiden Händen festhalten, es ist warmer Früchtetee, ich trinke in kleinen Schlucken. Meine Stirn ist feucht, und mir ist so kalt, ich schließe die Augen.

„Geht’s, Ania?“

Ich kenne die Stimme, auch wenn ich sie lange nicht gehört habe, und ich nicke und öffne die Augen und kneife sie wieder zusammen und öffne sie und schaue noch immer in das gleiche Gesicht.

„Darf ich vorstellen? Mister X“, sagt Miriam und legt die Hand in seinen Nacken, doch er schaut mich an, nur mich. Aus dem Pferdeschwanz haben sich einzelne Strähnen gelöst, er hat die Ärmel des Fleischerhemdes aufgekrempt, die Kamera hängt um seinen Hals. Miriam streichelt seinen Nacken.

„Ich weiß“, sage ich.

„Ihr kennt euch ... das ist ja ...“ Sie schüttelt ungläubig den Kopf.

„Allerdings“, sagt er und lächelt.

Ich kriege kein Wort mehr heraus.

„Ich kann dich zum Seitenausgang bringen, wenn du frische Luft brauchst“, schlägt er vor. „Oder ...“ Er greift in die hintere Tasche seiner Jeans und hält mir einen zerdrückten Schoko-Riegel hin.

„Vielleicht hilft das.“

„Danke“, murmele ich. Zu viel Blut steigt in meine Wangen, aber weggucken kann ich nicht. Ich sauge seinen Anblick in mich auf, sein schmales Gesicht und das Blau seiner Augen, die Fältchen in den Mundwinkeln, eine Narbe an seinem Kinn, die ich noch nicht kenne. Als wir uns das letzte Mal getroffen haben, es ist noch nicht mal ein Jahr her, redeten wir kein Wort, und er schaute mir nur einmal in die Augen, es traf mich tief, ich ließ mich an diesem Abend zum ersten Mal mit Tom ein und konnte diesen Blick doch nicht vergessen, bis jetzt nicht. Die Schokolade ist warm von seinem Körper. Ich kaue langsam, während er Miriam etwas ins Ohr flüstert, ich kaue und kaue, und Schokolade und Nüsse ballen sich in meinem Mund zu einer zähen Masse.

Ein „Kyrie Eleison“ schallt durch die Kirche, begleitet von der Orgel. Eine Säule versperrt mir die Sicht.

„Herr, wir bitten für ...“, sagt jemand und zählt Namen auf.

Bernd und Miriam stehen jetzt schräg vor mir, Schulter an Schulter. Ich knülle die Schokoladenverpackung in meiner Hand zusammen. Er legt den Arm um sie. Er küsst sie. Ich sehe ihn zum ersten Mal eine andere küssen. Ich sehe ihn zum ersten Mal meine Freundin küssen.

Der nächste Redner spricht davon, wie man sich verhalten sollte, wenn man festgenommen wird.

Und wenn schon, denke ich, ist doch alles egal.

Egal. Egal. Egal.

Und wieder singen sie. Die Frau neben mir nimmt meine Hand und sieht mich auffordernd an. Ich schüttele den Kopf, obwohl ich das Lied kenne.

„Ania, du bist ja wieder so blass. Komm, wir gehen raus.“ Miriam legt ihre Hände auf meine Schultern. Hinter ihr steht Bernd. Ich weiß nicht, wie viel Zeit inzwischen vergangen ist und beiße mir auf die Lippen. Mir steckt das Weinen im Hals, doch meine Beine tragen mich hinaus auf den

Kirchplatz, der dunkel ist von Menschen. Wir laufen in die Menge hinein, sie singen die „Internationale“, ich singe mit, meine Stimme kippt, dann löst sich der Knoten im Hals, und ich kann tief die frische Luft einatmen. Ich sehe keine Polizisten. Die Leute scheinen zu warten. Einige zünden Kerzen an.

„Vielleicht laufen sie heute wirklich los“, sagt Miriam. „Willst du mitgehen?“

„Nein, ich fahre mit dir zurück.“

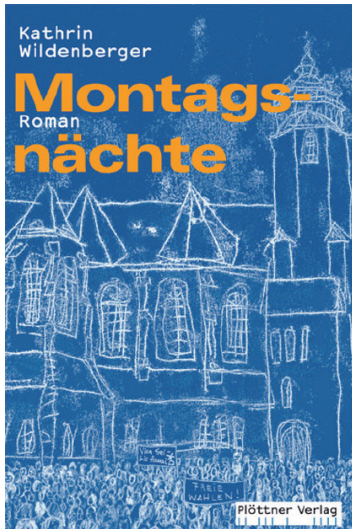
Als sie Bernd umarmt, muss ich wegsehen. Ich betrachte die vergitterten Kirchenfenster, die mit Asten geschmückt sind, und die flackernden Kerzen darunter. Was würde ich dafür geben, jetzt allein sein zu können.

„Kommst du nächste Woche wieder, Ania?“

Meine Stimme klingt fremd, als ich „Ja“ sage, und ich nehme sein Lächeln mit durch die dunkle Stadt.

Kathrin Wildenberger

Montagsnächte



Roman

221 Seiten

gebunden m. Schutzumschlag

ISBN: 978-3-938442-32-2

17,90 Euro

Die 16jährige Ania verliebt sich 1986 auf einem sachsen-anhaltinischen Dorf in den Außenseiter Bernd. Doch als Bernd als Bausoldat zur Armee eingezogen wird, verlieren sich die beiden aus den Augen. Drei Jahre später treffen sie sich zufällig auf einer Montagsdemonstration in Leipzig wieder. Bernd ist Fotograf. Mit seiner Kamera ist er mittendrin in den politischen Veränderung. Er ist das »Auge der Wende« und aktiver Kämpfer für den Aufbruch, während Ania die Veränderungen

Angst machen und in innere Konflikte stürzen. Hinzu kommt, dass Bernd mittlerweile mit Anias bester Freundin Miriam zusammen ist.

Inmitten des Umbruchs von 1989 geraten die Figuren in einen Strudel der Ereignisse, der ihr Leben verändert. Wildenberger erzählt anschaulich, spannend und poetisch eine packende Liebesgeschichte – und zeichnet ganz nebenbei ein stimmungsvolles, authentisches Bild der Wende.

»Ein erstaunlicher Debütroman von Kathrin Wildenberger: **Montagsnächte.**«

Freie Presse

»Ein Gänsehaut-Buch. ... Es ist der genaue, einfühlsame Blick einer Autorin, die erzählt, als hätte sie alles selbst erlebt. Was durchaus möglich ist. Die Farben stimmen, die Stimmungen, die Worte.«

Leipziger Internetzeitung

»Und gerade weil die Autorin so unaufgeregt schreibt, ist es ein Vergnügen, das Buch zu lesen.«

literaturkritik.de



Kathrin Wildenberger

wurde 1971 in Sangerhausen geboren. Zwischen 1987 und 1990 studierte sie Medizinisch-Technische Laborassistentin in Halle. Sie lebt in Leipzig und arbeitet als medizinischtechnische Assistentin in der Leukämieforschung. Seit 2000 schreibt sie neben ihrer Arbeit. Drei Jahre recherchierte sie für Ihren Roman »Montagsnächte«.

Sie ist Gründungsmitglied der Künstlergruppe »kunstbrigade«.

Plöttner Verlag

